

## Rede anlässlich der Eröffnungsfeier des täuferischen Stationenweges in Bern am 24. August 2018 im Berner Münster

---

Liebe Freundinnen und Freunde  
Liebe Anwesende

Vergangenes gegenwärtig zu halten, ist eine Aufgabe des "Stationenweges". Es ist auch meine Aufgabe als Pfarrer, den Stimmen der Vergangenheit Aufmerksamkeit zu schenken. Das fremd Gewordene aus vergangenen Zeiten hat oft die Kraft, die eigenen Haltungen, das eigene Denken zu bereichern und in unverhoffte Richtungen zu lenken.

Ich bin in einer Täuferfamilie aufgewachsen. Im Jura. Der Jura war das letzte und nächste Ziel der verfolgten Berner Täufer. Der Bischof von Basel hatte nichts gegen die Verfolgten aus dem Kanton Bern, aber sie durften nur oberhalb 1000 m.ü.M. Land besitzen und arbeiten. Das war vergleichsweise milde.

Bern war damals der grösste Stadtstaat nördlich der Alpen, reichte vom Genfersee bis fast an den Rhein. Alles Untertanen verschiedener Klasse, regiert von einem Stadtpatriziat von 26 Familien in der Stadt Bern.

Die Täufer, die im Emmental schon vor der Reformation existierten, die Altevangelischen, waren der Regierung ein Dorn im Auge, weil sie nicht zu den neu Reformierten gehören und keinen Kratzfuss vor der Obrigkeit machen wollten. Einzelne wurden ermordet oder des Landes verwiesen – ausgeschafft – mit einem eingebrannten Berner Bären auf der Stirn.

Heute morgen im Münster wurde ich traurig, als ich wieder einmal die roten Berner Bären mitten im Glasfenster im Chor sah.

(Die Täufer wurden mal weniger, mal mehr verfolgt. Zwischendurch hatten sie auch ein paar Jahre Ruhe, waren aber immer unter Druck. Nicht wegen ihrer Nachbarn, nicht wegen den andern Bauern im Emmental, aber wegen der Regierung in der Stadt, die Landvögte eingesetzt hatten und ihre Pfarrer anwiesen mit immer neuen Befehlen, die Gemeinden genau zu überwachen, wie bessere Polizisten, und die Täufer zu vermelden.<sup>1)</sup>)

Trotz Repression erlebten die Täufer einen Zulauf. Aber mit ihrer Gewaltlosigkeit war von ihnen kein Soldat zu erwarten. Nie würden sie ein Gewehr tragen. Sie fehlten der Regierung sehr empfindlich. Jetzt fingen die Schikanen an. Von der Regierung verlangt wurde von allen Männern beim Predigtbesuch, das Gewehr zu tragen. Eine Hochzeit, eine Taufe war ungültig, wenn der Bräutigam, Vater und Götti ohne Gewehr in die Kirche kamen. Das Alter der militärischen Erfassung wurde von 16 auf 14 Jahre herabgesetzt. Die Pfarrer wurden streng angewiesen, die männlichen Täuflinge genau aufzuschreiben. Zivilstandesämter gab es noch keine. Kriminelle wurden aus den Gefängnissen entlassen und als Täuferjäger ins Land geschickt. Für jeden Gefangenen bekamen sie

---

<sup>1</sup> Die dramatischste Zeit war wohl zwischen den beiden Villmergerkriegen. 1. Villmergerkrieg 1656 - 2. Villmergerkrieg 1712 Krieg zwischen den katholischen und reformierten Staaten der lose verbundenen Eidgenossenschaft. Beide Kriege fanden in Villmergen statt. Bern und Zürich, die gegen die Katholiken im 1. Krieg verloren, arbeiteten streng auf den 2. zu, wollten sich einen reformierten Korridor von Bern nach Zürich erzwingen.

ein Handgeld. In der Kinderlehre wurden die Kinder beauftragt, ihre Eltern oder Nachbarn zu denunzieren, falls die zu den Täufern gehörten.

Als das alles zu wenig Erfolg bescherte, kam die Regierung auf die Idee, ALLE Täufer auszuschaffen, bestellte 5 neue Schiffe und versprach den Täufern freies Geleit, aber weg sollten sie. Weg, weg, weg mit ihrer verdammten Gewaltlosigkeit.

Die neuen Schiffe legten an – unten in der Matte, an der Schiffflaube. Aber Täufer kamen zum Ärger der Regierung nur wenige.

Ich erzähle das alles, um begreifbar zu machen, was die Täufer durch die Verordnungen der Obrigkeit erlebt haben. Wobei Sie das meiste wohl schon gewusst haben.

Heute haben wir es in der Schweiz gut. Und wir sind daran im guten Sinn auch ein wenig schuld, wir haben bewiesen, wie aus Machtmissbrauch eine wegweisende Gesellschaft entstehen konnte, die es einigermaßen zustande gebracht hat, mit der Macht mitmenschlich umzugehen. Ganz allerdings ist das Ziel noch nicht erreicht. Machtmissbrauch erhebt immer wieder das arrogante Haupt. Aber bleiben wir doch beharrlich auf dem Weg zum Besseren!

Ich denke, der Stationenweg zur Täufergeschichte ist ein Weg, uns solche Dinge nahezulegen. Den Stimmen der Vergangenheit Aufmerksamkeit schenken. Erinnerungs- und Erzählfäden zwischen den Generationen weiterspinnen. Schauen, was heute passiert. Der Stationenweg tut es in einer einfachen Sprache -unterhaltsam, spielerisch, lehrreich. Und doch setzt er den Finger auf den wunden Punkt.

«Wie immer ihr wollt, dass die Leute mit euch umgehen, so geht auch mit ihnen um! Denn darin besteht das Gesetz und die Propheten» - heisst es im Matthäusevangelium.

«Was du nicht willst, dass man dir tu, das füg auch keinem andern zu!»  
Ein Satz, der an Banalität kaum zu überbieten ist, diese «Goldene Regel» des Wohl-Verhaltens, wäre da nicht der Nachsatz im Evangelium, das Bild vom engen Tor:

Tretet ein durch das enge Tor! Denn weit ist das Tor und breit der Weg, der ins Verderben führt, und viele sind es, die da hineingehen. Wie eng ist das Tor und wie schmal der Weg, der ins Leben führt, und wenige sind es, die ihn finden!

Dieses Wort wurde von Frömmern, aber auch von sozialen Pietisten immer moralisch interpretiert. Der enge Weg der Kasteiung, des Weltverzichts, des Bürzis auf dem Kopf der Frauen, entgegengesetzt dem ausufernden Weg der Lustbarkeit. Einige von den Älteren hier werden das Bild von den beiden Wegen vielleicht noch kennen.

Ich lese dieses Wort in meiner Gegenwart, also der heutigen Zeit etwas anders. Ich bin ihm kürzlich wieder begegnet, bei der Vorbereitung für heute Abend. Und zwar in einer täuferischen Illustration. Sie stammt aus dem Märtyrerspiegel und erzählt die Geschichte des zum Tode verurteilten niederländischen Täufers Dirk Willems im 16. Jahrhundert. Auf seiner Flucht rettete er einen Verfolger, der durch das gebrochene Eis eines Weihers gefallen war. Die Geschichte wird bei den Mennoniten seit über 400 Jahren erzählt. Der Verfolger ist dran, im kalten Wasser zu ertrinken, Dirk Willems reicht ihm die Hand. Greift ihm unter den Ellenbogen und richtet ihn auf.

Das ist eine spontane Geburt von Menschlichkeit. Die Botschaft die ich daraus lese heisst: Nicht Vergeltung, nicht einmal Gerechtigkeit ist gefragt sondern Grosszügigkeit,

keine Rechthaberei sondern Respekt, Achtung gegenüber dem Menschen auf der andern Seite. Ein friedefördernder Umgang mit der zugefallenen Macht.

In den letzten Jahren haben sich Reformierte und Täufer die Hände gereicht. «Wie könnten Sie und ich leben, wenn es die Bitte um Vergebung nicht gäbe?» fragte Regierungsrat Christoph Neuhaus am 11. November 2017 im Rathaus und entschuldigte sich bei den Täufern für das Leid, das die Berner Obrigkeit ihnen über die Jahrhunderte verursacht hat. Das ist auch eine schöne Geste.

Der Weg des Friedens hat nichts mit Moral zu tun, sondern vielleicht damit, anderen die Hände zu reichen.

Das Erlebnis, an den Rand der Landkarte zu geraten, gehört für die Täufer zur Vergangenheit. Aber es gibt Leute, die heute, sogar ausgestattet mit Handys an den Rand aller Landkarten gelangen: unsere Flüchtlinge.

Das Mindeste ist es, den Mitmenschen als gleichwertig zu erkennen. Etwas darüber hinaus ginge die schwierige aber bereichernde Einsicht, dass mir jeder Mensch, der mir zuerst fremd erscheint, etwas vorlebt, das ich noch nicht gewusst habe. Die enge Pforte führt zur Einsicht, dass ich mich nicht aus mir selbst definiere, sondern mich nur mithilfe der andern verstehen kann. Ich bin, weil ich in Beziehungen lebe und jede Begegnung mit einem andern, er mag mir sogar zuwider sein, ist eine Aufgabe.

Jetzt wünsche ich Ihnen Freude mit dem Stationenweg. Lassen Sie sich von den Stimmen der Vergangenheit begleiten und spinnen Sie den Erzählfaden weiter bis heute, in die Zukunft - neugierig, lernbereit und gwunderig. Möge der Stationenweg für viele ein Segen sein!

Bern, 24. August 2018, Beat Allemant,